

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 104 (1978)  
**Heft:** 9

**Illustration:** [s.n.]  
**Autor:** Stauber, Jules

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

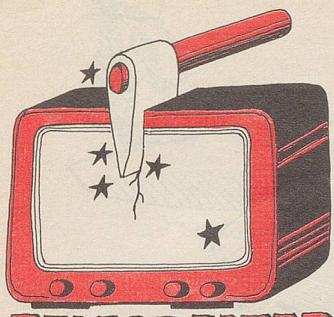
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## TELESPALTER

### Das Blutbad am Samstagabend

Nach dem Wort zum Sonntag begann der Mord zum Sonntag. Mit dem Fernsteuerungsgerät fischte ich den ganzen Sonnabend bis nach Mitternacht andauernd Leichen aus den elf mit Blut, Schweiß und Tränen getränkten Kanälen.

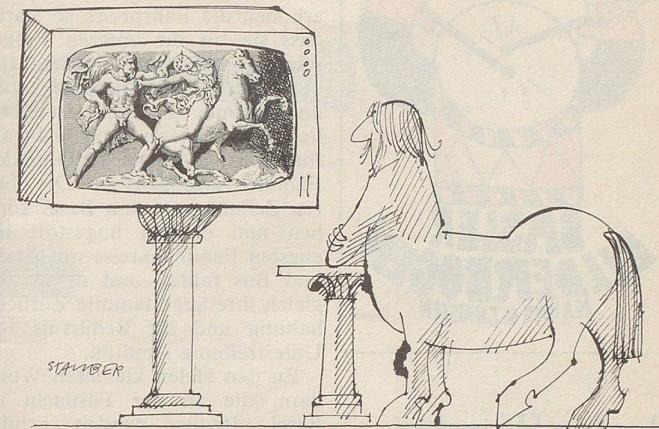
Nur kurz verweilte ich beim Massaker von Stalingrad («Hunde, wollt ihr ewig leben?»); dort hagelte es buchstäblich Tote auf das Schlachtfeld, denn zumeist fielen die Termine der Heldenaten auf den Todestag der Helden.

Vom Grauen übermächtigt, flüchtete ich in ein mit lauter Frauen bestücktes Gemeinwesen in Texas («Das Tal der tanzenden Witwen»). Doch auch dort währte der Frieden nur so lange, bis der im amerikanischen Sezessionskrieg arg dezimierte Männerhaufen ins Dorf zurückkehrte. Was der siegreichen Armee der Nordstaaten nicht gelungen war und was die heutigen Emanzen höchstens zu träumen wagen, vollbrachten die wackeren Texanerinnen im Handumdrehen ohne Aufsehen und Geschrei: sie schafften die müden Krieger, die bloss noch soffen und hurteten, einen nach dem anderen aus der heilen Weiberwelt, indem sie ihnen Gift in den Whisky schütteten. Selbst eine wunderhübsche schwarze Witwe tat es dem gleichnamigen Spinnenweibchen gleich, das nach der Begattung das Männchen zu töten pflegt. Am Ende sass nur noch ein einziges männliches Wesen verschüchtert am festlich gedeckten Tisch der ausgelassen lachenden Giftmischerinnen; vermutlich war ihm die gleiche Funktion zugeglichen wie dem Hahn im Hühnerhof, und auch das dürfte er wohl nicht lange überlebt haben.

Eines aufrichtenden Wortes bedürftig, hörte ich anschließend ein paar kurze «Fragen des Christen», worauf aber auf der gleichen Welle sogleich wieder Freund Hein Einzug hielt. Diesmal war's ein bäriger Goldsucher, der fatale Geschehnisse

mit mehrfacher Todesfolge auslöste («Das Gold von Sam Cooper»). In seinem kalifornischen Einödhof nahm er sein Auge ungerührt aus dem als Alternative angebotenen Miederausschnitt der wohlgeformten Gattin und ritt dem großen Abenteuer entgegen. Ich begegnete ihm erst später wieder, als er im felsigen Gefechtsgelände mit wohlgezielten Einzelschüssen nicht unweentlich dazu beitrug, dass sich alle seine Gefährten und Rivalen der unzimperlichen Goldgräberzunft gegenseitig abknallten. Nach dieser radikalen Endlösung der Eigentumsfrage sah ich ihn im abendlichen Gelegenheit mit einigen goldbeladenen Kleppern sowie einem zerschossenen Knie durch die Wüste heimwärts hinken.

Zwischenhinein war ich gerade noch rechtzeitig zu einem Tatort gekommen, wo ein Reitersmann, infolge der heimtückischen Einwirkung irgendwem, neben seinem trauernden Rosse auf dem Waldboden in seinem Blute lag. Doch der schlichte Einzelmord war bald vergessen, als ich mittels eines sanften Tastendruckes in ein exotisches Gemetzel um eine holde Maid geriet («Goliath e la schiava ribelle»): während des persisch-mazedonischen Krieges meuchelten sich am Hofe eines Satrapen verfeindete



Schwertkämpfer in einem wahren Blutrausch zu Dutzenden hin, bis die Residenz in eine Leichenhalle verwandelt war.

Um Mitternacht schliesslich durfte ich einen renommierten Sheriff, einen bewährten Trouble-Shooter mit der Devise «Ein guter Schuss zur rechten Zeit schafft Ruhe und Gemütlichkeit», auf einem Dienstritt durch die bleihaltige Luft des Wilden Westens begleiten («Der Marshall von Cimarron»). Mit dem alten vertrauten «Tarapp-farapp-ta-

rapp» der durch Staubfahnen galoppierenden Gäule sowie einem jäh entfachten Sinn für Gerechtigkeit jagte er, nichtachtend der durch umhersirende blaue Bohnen heraufbeschworenen Gefahr für Leib und Leben, eine Bande mordlustiger Wolfsjäger bis zum bitteren Ende.

Kurz: es war ein Samstagabend wie jeder andere. Denn also pflegt das Fernsehen den Tag des Herrn festlich einzuschliessen – God save the screen!

Telespalter

Peter Dürrenmatt

### Grossstädtisches aus Bus und Tram

Wir sind in Bern, vormittags nach zehn Uhr. Der Zwölferbus fährt, vom Bärengraben kommend, stadtaufwärts. Im oberen Teil der Gerechtigkeitsgasse soll er an einem Brunnen vorbei, aber ein stationierter Lastwagen versperrt ihm den Weg. Der Bus hält an, und der Wagenführer legt sich über das Lenkrad, aufmerksam nach vorn blickend. Es vergeht eine Minute; hinten erhebt sich ein älterer Mann und schaut ebenfalls nach vorn. Niemand spricht ein Wort. Schliesslich steht der Chauffeur auf und steigt aus. Er geht rechts um den lästigen Lastwagen herum, dann links herum und betritt den gegenüberliegenden Hausgang. Im Bus steht wieder einer auf, diesmal ein Herr, nestelt an seiner Armbanduhr und blickt energetisch nach vorn. Aber niemand spricht ein Wort. Jetzt tritt der Busführer aus dem Haus, eine Hand im Hosensack, während er mit der andern auf die Situation deutet, gefolgt vom Lastwagenchauffeur, der sich hintenherum am Kopf kratzt. Offensichtlich findet eine

Diskussion statt, damit endigend, dass der Lastwagenchauffeur sich anschickt, Platz zu machen, während der Busführer wieder in den Zwölfer steigt. Dort ist es stillgeblieben, unheimlich still. Endlich ist die Lücke frei, endlich fällt ein erlösendes Wort. Der Bus-Chauffeur kurbelt den Wagen an und sagt knapp aber vernehmlich: «E settige Löu-Cheib!»

\*

Und nun in Basel. Das Zweiertram hält bei der Mustermesse, schwach besetzt. Ein langerneuter Jüngling im Touristendress, einen zweistöckigen Sack am Rücken, steigt ein, und das Tram fährt ab. Schon hält es an der nächsten Haltestelle. Der Tramfahrer ruft aus: «Gwärbsch», was hochalemannisch ist und auf deutsch «Gewerbeschule» heisst. Der Lange mit dem zweistöckigen Rucksack hört gespannt hin, führt sich aber nicht. Das Tram fährt und hält wieder. Aus dem Lautsprecher tönt es jetzt «Baschba»; jedermann weiß, dass

das «Badischer Bahnhof» heisst, nur der Lange, offenbar ein Ausländer, versteht es nicht, trotz angestrengtem Horchen. Wahrscheinlich werweis er – zu spät: das Tram fährt. Es fährt unter der Unterführung der Deutschen Bundesbahn durch, und dem Jüngling mit dem zweistöckigen Rucksack beginnt es zu dämmern. Schon ruft der Tramfahrer «Klaraschpl», auf Hochdeutsch «Klaraspital», da ruft der Fremde mit deutlich amerikanischem Akzent zurück: «Ist das Badischer Bahnhof?» Umwendend kommt die Antwort: «Gopferdeggel, hen Sie nid glost, woni usgriet ha? Sie mie zrugg loufe, aber», fügt die Stimme versöhnlich hinzu, «es isch nid wit.»

\*

Da lobe ich mir Zürich. Dort heisst es unmissverständlich «Hauptbahnhof», «Bellevue» und «Opernhaus». Sie haben richtig gelesen, «Opernhaus», nicht «Operahuus». Das ist Grossstadt, nicht mehr Provinz!